

Nr. 193. Bromberg, den 25. August 1931.

Altaich.

Eine heitere Sommergeschichte.

Von **Ludwig Thoma.**

(14. Fortsetzung.)

Gustav Schnaase war schnell gewonnen, und Natterer begriff zu spät, daß sich's auf einem Throne besser allein als zu dritt sitzt.

Er sah, daß sich die beiden andern sogleich heftig bemühten, ihm das Zepter zu entwinden.

Der Berliner war eine Herrennatur, die keine Ideen neben der ihrigen aufkommen ließ, und die ältere österreichische Kultur war zwar anschmiegender, aber zäh und klebrig.

Es wurde Natterer klar, daß er selbst keine Einfälle mehr zu haben brauche.

Er mußte vielmehr die sich überstürzenden Vorschläge der Mitregierenden bekämpfen und sein Werk vor unbedachten Neuerungen schützen.

Es war ein tragisches Schicksal für ihn, daß er so mit seinen eigenen Waffen bekämpft wurde und ganz wider seine Natur handeln mußte.

Auch Schnaase wies den Gedanken einer Wahl schroff ab.

„Mumpitz!“ sagte er. „Warum soll ich mir von den beiden Münchener Knautschenberjern erst noch 'n Mandat übertragen lassen? Nee! Das machen wir von alleene. Hiermit konstituieren wir uns als Altaicher Fremden-Komitee. Halten Sie mal! Af—ko . . . Jawollja. Das is wie Bugra un Bedag. Ganz famos! Also nich wahr: Afko. Das kommt auf Briefbogen, Kuverts, das wird so inseriert. Afko. Das Publikum merkt sich so was leichter, als wenn es heißt: Altaicher Fremden-Komitee . . .“

„Eine vorzigliche Idee, Herr von Schnaase. Das Wort allein verrät schon die gewisse Routine und erweckt gespannte Erwartungen . . .“

„Man sagt sich, die Leute sin nicht von gestern. Also: Wir bilden hiermit das Dreimänner-Komitee und nehmen die Sache in die Hand. Wir bestimmen die Kurtaxe, wir arrangschieren Feste, Ausflüge, Wasserpartien . . . Apropos, wir müssen einige Gondeln haben für den See, na, wo wir letzte Woche waren . . .“

„Saffau, meinen Herr Schnaase?“

„Richtig. Saffauer See. Sagen Sie mal, kann hier jemand Gondeln bauen?“

Natterer, dem es schwül wurde, schüttelte verneinend den Kopf.

„Nich? Aber hören Sie mal, das is doch das erste, wenn ich 'n Wasser in der Nähe habe! Da müssen von irgend woher Gondeln beschafft werden . . . Warten Sie mal! Ich kenne 'n Hamburger Reeder, der weiß sicher Bescheid und dem schreibe ich noch heute . . .“

„Ans Ministerium haben wir noch immer nicht g'schrieben . . .“

„Ministerium? Was soll ich mit 'm Ministerium?“

Betreff der Umwandlung oder des Einbaues einer Restauration im Kloster . . .“

„Ach so, richtig. Na, das eilt nich so. Erst mal Gondeln her und . . .“

„Darf ich mir submissest die Frage erlauben, um welche Restauration es sich handelt?“

„Darauf komme ich noch zu sprechen, Herr Oberleutnant. Es war 'n Vorschlag von mir, den ich Ihnen gelegentlich mal mitteilen werde . . . Was sagte ich eben? Gondeln . . . jawoll und Brief nach Hamburg. M. W.!“

„Ich bewundere Sie,“ rief Wlazeck. „Gestatten, daß ich Ihnen das unumwunden ausspreche. Aber das is eben das großoartige, preißische Organisationstalent, das uns Österreichern leider föhlt; dieses schnelle sich entschließen und sofort eingreifen, nicht lange hin und her. Ich gratuliere uns zu der bedeitenden Kraft, die wir in Ihnen gewonnen haben . . .“

„Wir werden das Kind schon schaukeln“, sagte Schnaase.

Es war ein Glück, daß dem Afko keine gefüllte Kasse zur Verfügung stand.

Natterer konnte gegen den Ideenhagel einen Schirm aufspannen, indem er die traurige Wahrheit mitteilte, daß man nicht ganz fünfzehn Mark Betriebskapital habe.

Gegen die Einführung einer Kurtaxe sträubte er sich hartnäckig, und Wlazeck unterstützte ihn.

„Bidde zu bedenken, Herr von Schnaase, mit wölchen Elementen, daß wir es gegenwärtig zu tun haben. Die zwei Minchener sind erbitterte Gegner derartiger Reformen. Und der Professor? Es wirde uns kaum gelingen, ihm den Begriff Kurtaxe klarzumachen.“

„Aber hören Sie mal, mit fufzehn Reichsmärkern! Damit läßt sich doch nischt anfangen!“

„Ein schwacher Fundus, allerdings! Aber bidde, Herr von Schnaase, sollen wir vielleicht diesen sogenannten Dichter besteiern? Schenken wir ihm doch lieber Strimpfe im Interesse des Ansehens unseres Kurortes! Ich habe die Bemärkung gemacht, daß er keine anhat. Das soll wahrscheinlich Bohämm sein . . .“

Natterer beschwichtigte, wehrte ab, ernüchterte und wahrte die Gebote der Besonnenheit.

Als er sich entfernte, war er in sehr gedrückter Stimmung.

„Finden Sie nich auch“, fragte Schnaase, „daß der Mensch einen merkwürdigen Mangel an Begeisterung gezeigt hat? 'n Flunsch hat er gemacht, wie ich ihm die paar Direktiven gab . . .“

„Ein bläder Kerl, Herr von Schnaase. Verzeihen Sie das harte Wort!“

„Wenn man so 'n Menschen uf'n Trab bringen will, kommt immer die süddeutsche — ich meine natürlich die bayrische — Gemütlichkeit raus . . .“

„Auch die österreichische! Bidde, bleiben Sie nur bei dem Sammelbegriff süddeitsch . . . auch bei uns ist sehr vieles mangelhaft . . . Dieses beriehmte „Mocht nix“ . . . Was habe ich für Kempfe gehabt beim Militähr! Das war ja der Grund, warum ich meinen Abschied genommen habe, weil ich diese Sisyphusarbeit nicht mehr leisten mochte. Ich ging lieber. Aberdings hat mir der Graf Kielmannsegge — nicht der Max Kielmannsegge, sondern der Georg, der

golbe Schurl, wie ich ihn tauft hab' — beim Abschied gesagt: Alsdann, was is jetzt, Franzl? Du gehst, aber die Zustende bleiben ... No ja, das war ja richtig in gewisser Beziehung, aber man trägt nicht alles, was man nicht ändern kann ..."

Schnaase sah den Oberleutnant unmerklich von der Seite an.

Wächst mir hier 'ne Pommeranze?

Aber Wlazeck sah es nicht, und der Rentier ergriff das Wort:

„Ich sage immer, der erste Eindruck is der richtige. Wie ich hier ankam, und der Schlummerkopp von Posthalter sich so demlich anstellte, wußte ich allens. Hier is kein Zeitgeist. Und dieser Natterer is zwar in gewisser Beziehung 'n gerissener Junge, der harmlose Reisende mit seiner Reklame betimpeln kann, aber weiter reicht's nich ... Nee, Herr Oberleutnant, die Sache müssen wir beide deichseln. Da wollen wir mal Nord und Süd vertreten und, wenn ich so sagen soll, von entgegengesetzten Polen her auf die Sache wirken. Aber nu entschuldigen Sie mich! Ich höre meine Frau ..."

„Gehorsamster Diener, Herr von Schnaase, und bidde, Handkuß der Gnädigen und dem reizenden Fräulein Tochter!"

*

„Also", sagte Schnaase, wie er neben seinen Damen aus der Post schritt, „also ich muß Noblenz—Coblenz den Eltern des hoffnungsvollen Künstlers einen Besuch machen? Wie komme ich dazu?"

„Diese schreckliche Last kannst du am Ende noch auf dich nehmen", antwortete Frau Karoline.

„Es handelt sich nicht um die Last; es handelt sich ums Prinzip. Wie komme ich dazu, in Altaich gesellschaftliche Verpflichtungen zu haben? Das is doch das, was ich nich haben will; weswejen wir in die Einsamkeit geflohen sind ..."

„Du kannst ausnahmsweise mal Rücksicht auf uns nehmen ..."

„Uns? Also Henny mit inbegriffen? Da möchte ich doch 'n ernstes Wort sprechen."

„Sprich es lieber nich! Ich möchte wirklich keine unzarten Bemerkungen hören ..."

„Aber 'n paar zarte. Ich finde, der junge Mann is 'n bißchen sehr aufmerksam ..."

„Das fällt dir unangenehm auf?"

„Angenehm, Karline, wenn er d i r den Hof macht. Aber ich kann diesen schwerwiegenden Verdacht nicht fassen. Ich bin gezwungen, Henny für den Gegenstand seines schmeichelhaften Interesses zu halten, und ..."

„Du kannst dir natürlich nich vorstellen, daß ein junger Mann ohne jede Nebenabsicht froh ist, wenn er sich mal wieder gebildet unterhalten kann?"

„Nee!"

„Nachdem er das monatelang entbehren mußte?"

„Nee! Den Bildungsdrang kenne ich, wenn 'n hübsches Mädchen mitten mang is ..."

„Am Ende ist es kein Verbrechen, wenn er auch Henny in zarter Weise ..."

„A u c h? Karline?

„Ich verbitte mir deine Witze!"

„Is keen Witz ... im Gegenteil ... also um wieder darauf zurückzukommen ..."

„Darf ich bitten, daß ich dabei aus dem Spiel bleibe?" unterbrach Henny ihren Vater. „Warum darüber reden? Es lohnt sich nich."

„Eben, weil die Sache keinen moralischen Hintergrund hat, will ich nicht haben, daß du mit ihm kokettierst."

„Wieso kokettiere ich?"

„Oder sagen wir, daß du nich genügend Distanxe hältst. Er setzt sich Raupen in den Kopp, und das is bei 'nem jungen Mann in der Provinz ne andere Sache als in Berlin ..."

„Aber wirklich, Papa! Die Predigt ist gräßlich ..."

„Es muß mal sein, und ..."

„Gar nich muß es sein. Ich unterhalte mich hier, so gut es geht; ich würde viel lieber in Zoppot Tennis spielen, als hier von Natur und Heimat quasseln. Aber ich bin doch nich schuld, daß wir in dem schauderhaften Nest sitzen ..."

„Du wirst das auch kaum zu bestimmen haben", sagte Mama Schnaase mit Schärfe.

„Ruhe im Saal! Dieses Thema wollen wir nicht schon wieder behandeln. Mamas Wunsch war maßgebend, da is nich dran zu tippen. Du kannst wohl 'n paar Wochen leben ohne Bälleschmeißen?"

„Ich komme ganz aus der Übung ..."

„Du kommst schon wieder rin."

„Aber ich muß Rücksicht nehmen auf meine Partie, nich wahr? Wenn James erfährt, daß ich den halben Sommer keinen Ball geschlagen habe, sucht er sich eine andere Partnerin. Muß er doch!"

„Laß ihn man! Den James Dessauer mit seine Seebelbeene!"

„Gott!"

„Überhaupt so 'n Keesekopp! Sein Vater handelt noch mit alten Kledaschen uf'n Mühlendamm, und der Bengel hat sich was als James und Tennisfatzke ..."

„Jedenfalls hat er in Wiesbaden die Meisterschaft gewonnen ..."

„Was ich mir dafür koofe! Wir werden uns trotzdem erlauben, aufs Land zu gehen, ohne Rücksicht auf Tennis un den Lord vom Mühlendamm. Übrigens, Karline, das muß ich doch sagen, du, mit deiner Sehnsucht nach Ruhe und Schweigen im Walde, solltest dich nich so ins Altaicher Gesellschaftsleben stürzen ..."

Die Familie Schnaase hatte sich der Ertlmühle genähert. Konrad eilte ihr entgegen und führte sie über den Hof in den Garten, wo seine Eltern die Gäste freundlich empfingen.

Für Frau Margret waren die Berliner keine unbekannten Erscheinungen mehr; sie hatte sie zweimal von einem Laden aus gesehen und so genau betrachtet, wie es einer in Mitleidenschaft gezogenen Mutter zukam.

Von dem, was sie dabei herausgefunden hatte, redete sie nicht. Das Mädel war aus einer anderen Welt und gehörte in eine andere Welt, und das war so ausgemacht und sicher, daß sie fast ein wenig lächeln mußte über ihren Konrad. Aber darüber sprechen nützte nichts; es war besser, wenn er selber zu der Einsicht kam.

Darum hatte sie geschwiegen, als sie jetzt die Familie begrüßte, tat sie es ohne Befangenheit, als rechte Herrin in ihrem Reiche.

Sie stand über der Situation, hätte Schnaase gesagt, wenn er die kleine Bürgersfrau beachtet hätte.

Martin bewunderte wieder einmal seine Margaret, die sich in alles schickte und so sicher auftrat, als hätte sie jeden Tag Gäste aus Berlin.

Auch Konrad war froh über den Verlauf der ersten Begegnung, die ihm, er wußte nicht warum, Sorge gemacht hatte.

Man setzte sich an den gedeckten Tisch, auf dem ein leuchtend brauner Gugelhupf, ein auf grünen Blättern ruhender Butterwecken und etliche Gläser voll Honig ländliche Wohlhabenheit verrieten.

Frau Schnaase ließ ihre Blicke in der Runde schweifen und rief:

„Wie hübsch es hier ist! Das ist also eine wirkliche Mühle im kühlen Grunde, und der Bach rauscht, wie man sich's nach dem Liede vorstellt. Hier müßte man immer leben!"

„Du kannst ja das Experiment machen", sagte ihr Mann. „Aber ich wette 'ne Stange Gold, nach vierzehn Tagen kehrst du reumütig in die Hedemannstraße zurück."

„Ich aus einer solchen Stimmung in die Hedemannstraße ...?"

„Denk an den Fünfuhrtee, Karline, und ans Theater, und an die Vorstellungen, wo die Dingsda, die Mannekänks mit den neuen Kleidern, herumspazieren. Nee, in acht Tagen haben wir dich wieder ..."

„Gott! Wenn du wüßtest, wie schal mir das alles vorkommt!"

„Den Zahn lass' dir man ausziehen! Du kannst es nich entbehren, und Mannekänks, das is nu mal die Poesie, die für dich Bleibe hat. Nämlich" — Herr Schnase sagte es zu Margaret — „nämlich meine Frau hat 'n Schwarm für den reinen Naturjenuß. Aber ich sage, das is Phantasie. Das wirkliche Landleben kannste nich verknusen, Karline; das is nischt für unsereins, das muß von Jugend auf gelernt sein."

„Das ist vielleicht deine Ansicht ..."

„Es is die Macht der Gewohnheit; was ich dir immer sage. Natur is ja hübsch und kann sogar sehr hübsch sein,

aber wir Großstädter vertragen nur ne Dosis davon, und hinterher brauchen wir wieder Nachtleben un Radau . . ."

Konrad kam der Frau Schnaase zu Hilfe.

„Ich glaube, daß man die Stadt schnell vergißt . . ."

„Nee . . ."

„Das heißt . . ."

„Nee, verehrter Herr Kunstmaler, nehmen Sie mir's schon nich übel, das kann einer nich wissen, der nich mitten drin war, so nach zwölfe in der Friedrichstraße. Diese Ruhe hier erträgt man auch, wenn man in Stimmung is. Aber ich behaupte, sogar die paar Wochen auf dem Lande sind nich unjemischte Freude . . ."

„Du mußt eben opponieren," sagte Frau Schnaase und wandte sich an Margaret. „Er hat das so. Er muß partout das Gegenteil behaupten . . ."

„Ich muß nur ab und zu mal was richtig stellen, denn ihr Damens seit nich konsequent und nich aufrichtig. Sag mal selbst, wie wir hier mit der Zottelbahn ankamen, wer wollte da gleich wieder weg?"

„Aus andern Gründen, das weißt du gut, und übrigens mußte ich doch erst die Gegend kennen lernen . . ."

Konrad kam wieder zu Hilfe und sagte, daß die Landschaft nicht sofort einen starken Eindruck mache. Aber wenn man sie länger kenne, würde sie einem lieb . . .

„Das ist gerade das, was ich sagen wollte," rief Frau Schnaase.

„Nanu! Es ist genau das, was ich gesagt habe. Man muß es gewohnt sein . . ."

Er unterbrach sich, als das Dienstmädchen den Kaffee auftrug.

Der duftete so köstlich, und Butterbrot und Gugelhupf schmeckten so gut dazu, daß über Schnaase eine milde Stimmung kam.

Frau Margaret, die nach altbürgerlicher Art glaubte, daß sich gleich zu gleich halten müsse, knüpfte ein Gespräch mit Frau Schnaase an. Durch kluge Fragen erfuhr sie, wie diese Mitschwester ihr Leben führte, und sie erkannte ihr Wesen und die Ursache ihrer Seufzerlein. Zeit totschlagen ist eine Arbeit, bei der man selten lustig bleibt, und auf weichen Pfühlen sitzt man sich bald müde.

Karoline Schnaase ,die ihre Liebe zu stimungsvollen Mühlen noch eine Weile aufrecht hielt, schenkte dem bescheidenen Weiblein neben ihr ein wohlwollendes Gehör, und fand Vergnügen daran, vor ihm den Vorhang über der gleißenden Pracht ihres Berliner Lebens aufzuziehen. Sie merkte nicht, wie sie durch staunende Teilnahme immer weiter herausgelockt wurde.

Frau Margaret erfuhr also, wie hilfreich sich eine große Gesellschaft gegenseitig unterstützt, um die Zeit zu vertreiben, wie viele Sorgen das Vergnügen macht, und was für einen erbitterten Kampf man gegen die Langeweile zu führen hat.

Sie sah, daß es für diese Leute nicht Regen noch Sonnenschein gibt; daß Frühling, Sommer, Herbst und Winter ihnen nichts bringen als neue Kleider und Hüte und eine Abwechslung im Zeitvertreib, die wieder Gewohnheit wird und dann schmeckt wie abgestandenes Bier. Sie sah diese Menschen sich abmühen im Nichtstun, und der Blick in eine Arena, darin einer hinterm andern zwecklos im Kreise herumlief, machte sie so ernsthaft aussehen, daß Frau Schnaase glaubte, sie habe in dem bescheidenen Wesen Sehnsucht nach der großen Welt erregt.

(Fortsetzung folgt.)

Die gemütliche Ecke.

Die gemütliche Ecke — das ist etwas, das uns an die Zeit des Biedermeier erinnert, an jene Tage, in denen man das trauliche Kaffeestündchen in der Sofaecke über alles schätzte. Aber auch in das moderne Heim haben wir die „gemütliche Ecke" übernommen. So ein Eckchen muß in jeder Wohnung vorhanden sein, in das man sich zu stiller Siesta zurückziehen kann. Dieser Platz ist, wenn er seiner Wesensart nach geschaffen wird, der Brennpunkt des Hauses. Denn wer von der Familie nicht durch die tägliche Pflicht in Anspruch genommen ist, der zieht sich hierher zurück. Hier raucht der Gatte des abends im Schein der Leselampe bei der Zeitung oder einem interessanten Werk. Hier ist am Spätnachmittag das gemütliche Teestündchen (oder Kaffeestündchen), hier erholt sich die Hausfrau von der Hetzjagd des Tages bei einem guten Buch oder einer Näherei, ja hier werden sogar Vokabeln abgehört und sonstige Hilfe bei den Schularbeiten der Kinder geleistet. In gewissem Sinne ersetzt heute die gemütliche Ecke das, was vor Jahren Mutters Fensterplatz war, nur mit dem Unterschiede, daß diese Ecke eben allen gehört.

Wie richten wir sie nun ein, unsere gemütliche Ecke? Ein Divan muß natürlich zuerst dastehen, oder eine moderne Couch, mit möglichst vielen farbenfreudigen Kissen darauf. Ein bunter Wandbehang gibt Wärme und Wohnlichkeit. Daneben, die andere Wand der Ecke füllend, ein niedriges Regal, auf dem Bücher, Zigarren, Zigaretten, ein Nähkörbchen, der Lautsprecher, vielleicht auch eine Tischlampe Platz finden, sofern nicht eine Stehlampe unsere Ecke mit mildem Licht erfüllt. Ein weicher kleiner Teppich oder ein Fell ist unbedingt notwendig, dann ein niedriger Tisch für einen kleineren Imbiß, zum Tee oder Kaffee, und ein paar ebenfalls niedrige tiefe Sessel. Wenn dann noch auf einem jener neuartigen farbigen Blumenständer ein paar Blattpflanzen den Raum beleben, so wird unsere gemütliche Ecke bestimmt der schönste Platz des Hauses. Wetten, daß niemand mehr von dort fortgehen mag? Eveline.

Doktor Tsunglü.

Skizze von Helene Klepetar.

Wenn der berühmte Professor die Reihen der Krankenbetten abschritt und seine tönende Stimme scharf auf jeden einzelnen Fall hinwies, neigte sich unter dem langen Zuge der jungen Ärzte ein feines, gelbes Antlitz über weißem Kittel ganz besonders lauschend vor. Eine Hornbrille deckte die kleinen, schrägen, klugen Augen. Nach der Visite stand Dr. Tsunglü im Laboratorium und notierte die Ergebnisse. Wer hätte geglaubt, daß die lateinischen Buchstaben ihm, der die heilige Schrift des Drachen schrieb, so geläufig waren? Dann kam er in die Krankensäle zurück und bat flüsternd, gleichsam als Gunst, Kranke, die ihn interessierten, nochmals untersuchen zu dürfen. Seine schmalen, gelben Wachsfinger klopften ab und hielten sorgsam inne, sobald ein Schmerzenslaut ertönte. Er fragte lispelnd, aber in tadellosem Deutsch und schrieb in sein eigenes Tagebuch. — Ich lag schon zwei Monate in der Klinik. Durch das hohe Fenster oberhalb meines weißen Bettes atmete der Frühling. Im Saal roch es nach Lysol, Seife und Sauberkeit.

„Wie lange sind Sie schon hier, Herr Doktor?" fragte ich. — „Drei Monate. Vorher war ich in Rostock und Heidelberg." — „Und Sie bleiben?" — „Nein, es drängen sich zu viele an einen großen Namen heran. Lieber gehe ich an eine kleinere deutsche Universität." — „Wie haben Sie die Sprache so gut gelernt?" — „Oh, auf der Überfahrt und wenig vorher. Ich muß ja auch englisch und spanisch sprechen können." — „Sind Sie ganz allein?" — „Nein, wir sind drei, die ein Stipendium vom Rektorat in Peking bekommen haben." — „Und dann kehren Sie zurück und werden so berühmt wie Hata!" Er lachte. Sein Lachen hatte etwas seltsam Unjugendliches, Lautloses. „Berühmt? Ich habe eine Aufgabe vor mir. Noch fehlt mir Röntgenologie. Ein berühmter Arzt wird man nicht im Hungergebiet, nur ein Helfer und ein Kleinbauer unter Kleinbauern, die ihren Reis bestellen. Die großen Städte haben genug Ärzte. Zudem befragen unsere reichen Kranken lieber englische und amerikanische Autoritäten. Wir sind einfach von der Regierung entsendet, die uns ein festes Gehalt gibt, nicht größer als das eines Geometers." — „Und dafür dieser unglaubliche Aufwand von Fleiß?" — „Versteht man das nicht bei Ihnen? Ich habe einen Gläubiger — das ist der Staat. Er läßt mich ausbilden, aber das kostet ihn im Laufe der Jahre bei einer Anzahl von Studenten Riesensummen. Zum Entgelt dafür arbeiten wir künftig für den geringsten Betrag dort, wo es eben noch keine Ärzte gibt, die kleinen Kinder in Massen sterben, der Jangtsekiang aus seinen Ufern tritt, Seuchen und Elendskrankheiten herrschen. Wir wohnen in Bambus- oder Lehmhütten ebenso wie alle anderen."

„Und welche Erinnerung an Europa nehmen Sie mit?"

Das feine, wissende Lächeln des Asiaten, das jede Meinung verbirgt, umspielte seinen Mund, während die Augen ernst blieben: „An eine Schule, wo ich täglich achtzehn Stunden lernte, sechs schlief, kein Straßenleben beachtete, nie in Ihre fürchterlichen Kinos ging, meinen Reis auf mitgebrachtem Kohlenöfchen kochte und dabei die heiligen Bücher unserer Philosophen las."

„Und das alles für einen — Staatsauftrag?"

„Mein Vater ist ein einfacher Beamter; in unserer ganzen Familie gibt es keinen Mandarin. Mir wurde die ungeheure Gnade zuteil, lernen zu dürfen."

„Stellt Sie das nicht höher als Ihre Umgebung?"

„Höher als meine Eltern? Niemals. Was ich in meinem Kopfe mitbringe, ist ebenso fruchtbar wie die Bewässerung der Reisfelder. Daß die Europäer immer solche Unterschiede zwischen den Arbeiten machen! Verzeihung!" Er nahm nun das Fieberthermometer, notierte die Grade und wandte sich dem nächsten Bette zu.

Wenige Tage später wurde ich aus der Klinik entlassen. Gern hätte ich mich von Dr. Tsunglü verabschiedet und ihn zu mir eingeladen. Die Schwester blickte erstaunt auf: „Er war gestern zum letzten Male hier. Er ist abgereist."

„Wohin?"

Fremd, zerstreut sah sie mich an: „Wie kann ich das wissen? Zu uns kommen so viele aus der ganzen Welt."

„Aber Tsunglü war einer der Fleißigsten und Tüchtigsten."

Ihre steife Schürze knisterte: „Das müssen doch alle sein. Anders geht es ja gar nicht bei unserem Herrn Professor. Entschuldigen Sie . . ." Und allein blieb ich mit meiner gepackten Handtasche und dem Gedanken an Tsunglü.



Bunte Chronik



*** Ein ungewöhnliches Testament.** Wenn man das originellste Testament preiskrönen wollte, müßte der Preis unbedingt jenem Manne zufallen, der sein Testament aus Angst vor Diebstahl zwischen seinen Schulterblättern eintätowierte. Das tat Mister Slosson in Newyork. Als es aber galt, die Unterschrift unter das Testament zu setzen, war Mister Slosson zunächst ganz ratlos. Doch hat er sich nach langen durchwachten Nächten schließlich helfen können. Wie, kann allerdings aus Gründen der Wahrung berechtigter Interessen nicht verraten werden.

*

*** Ein Landwirbeltier ohne Lungen.** Wie es Fische gibt, die im Wasser leben und dennoch nicht durch Kiemen atmen, so gibt es auch Wirbeltiere, die ständig auf dem Lande leben, jedoch keine Lungen besitzen. An der italienischen Riviera lebt ein braun gefärbter Höhlensalamander, in dessen Körper weder Lungen noch Kiemen entwickelt sind. Dafür münden die den Luftaustausch besorgenden und auch über den ganzen Körper reich verzweigten Blutgefäße unmittelbar in die Mundhöhle, durch die nunmehr die sonst in den Lungen stattfindende Atmung erfolgt. Diese Atmungsart erinnert bereits in vieler Hinsicht an die Atmung der Insekten, bei denen bekanntlich der Gasaustausch gleichfalls mit Hilfe der unmittelbar an der Körperoberfläche nach außen endigenden Luftröhren stattfindet.

*

*** Das gepfändete Steueramt.** Daß Steuerämter mit größter Rücksichtslosigkeit ihnen zustehende Steuern mit Hilfe des Gerichtsvollziehers pfänden, ist eine Erfahrung, die mehr als ein Zensit mit Schrecken gemacht hat. Daß es aber auch einmal umgekehrt kommen kann und ein Steuerzahler das Steueramt pfänden läßt, beweist ein Vorkommnis, das sich in Arad zugetragen hat. Auf dem dortigen Steueramt erschien ein Gerichtsvollzieher und beschlagnahmte 11 000 Lei aus der gerade offenen Hauptkasse zugunsten des Gastwirts Meyer. Der Vorfall erregte das größte Aufsehen, und es kam zu heftigen Radauszenen, da der Hauptkassierer energisch gegen die Pfändung protestierte. Es sammelte sich eine große Menschenmenge an, die sich das Schauspiel nicht entgehen lassen wollte, wie der Staat vom Staat exekutiert wird. Die Vorgeschichte dieser Pfändung beweist, daß die Steuerbehörden Rumäniens auch schneller bei der Hand sind, Gelder einzuziehen, als sie wieder herauszugeben. Der Gastwirt Meyer war vor sechs Jahren wegen Übertretung verschiedener Polizeivorschriften zu einer Geldstrafe von 8000 Lei verurteilt worden und mußte diesen Betrag sofort bezahlen. Er legte jedoch gegen dieses Urteil Berufung ein und erreichte, daß die Strafe auf 200 Lei herabgesetzt wurde. Aber das Geld bekam er trotz mehrfacher dringender Mahnungen nicht zurück, bis er schließlich jetzt zur Pfändung geschritten. Besonders pikant ist die Bemerkung, die ein rumänischer Berichterstatter an diesen Vorfall knüpfte, daß solche dem Ansehen des Staates schädlichen Pfändungen in Rumänien nicht zu den Seltenheiten gehören.

*

*** Geschichte des Fingerhutes.** Der Fingerhut ist das Sinnbild des stillen Hausfrauenfleißes. Wann er erfunden und zum ersten Mal angewandt wurde, ist unbekannt geblieben. Gleichwohl darf man annehmen, daß die Geschichte des Fingerhutes bis ins frühe Mittelalter zurückzuführen ist. Kein Geringerer als Walther von dere Vogelweide hat zuerst das Lob des Fingerhutes gesungen, den er als das Symbol des häuslichen Fleißes preist. Die botanische und medizinische Wissenschaft kennt den Namen Fingerhut (Digitalis) schon seit 700 Jahren, ein Beweis dafür, daß ein Fingerhut als Hilfsmittel beim Nähen schon damals in Deutschland sehr verbreitet gewesen war. Fingerhüte von besonderem Werte, gefertigt aus edlen Metallen, reich verziert, wie sie auch heute noch als Luxusartikel verwendet werden, sind schon in früheren Jahrhunderten zu finden. Das Germanische Museum in Nürnberg besitzt mehrere eigenartige Fingerhüte aus dem Mittelalter, welche an die Zeit erinnern, wo die „Fingerhüter", das waren die Fingerhutverfertiger, in der alten Pegnitzstadt seit 1534 eine eigene Zunft bildeten. U. a. ist ein Fingerhut in Gestalt eines Weinbechers erhalten, der auf dem Deckel die Figur eines mit Schere und Nadel ausgerüsteten Ritters trägt, und 1586 der Nürnberger Schneiderzunft zum Geschenk gemacht wurde.

*

*** Der schlaue Importeur.** Ein Schuhimporteur in Panama wußte die Zollbehörde auf folgende schlaue Art um die Gebühren zu prellen: Er ließ sich von europäischen Fabriken als „Muster" 1000 linke Schuhe senden. Die Einfuhr von einzelnen Schuhen ist nämlich in Panama zollfrei. Kurze Zeit darauf erhielt er wieder eine Sendung von 1000 Schuhen; diesmal waren es die rechten, die er mit den linken nun zu verkaufsfertigen Paaren vereinigte.

*

*** Wie alt wird ein Arbeiter?** Die Witwe eines Wiener Arbeiters, der von einer städtischen Straßenbahn überfahren und zu Tode gekommen war, hatte sich mit der ihr von einem Gericht der österreichischen Hauptstadt zugesprochenen Rente nicht zufrieden gegeben. Statt der ihr zuerkannten 175 Schilling monatlich verlangte sie deren 390. Das Oberste Gericht, an das sich die Klägerin in der Berufungsinstanz wandte, gab ihrem Antrag auch statt, aber mit einer interessanten Einschränkung. Die Stadt Wien sollte die Rente nur so lange zu zahlen haben, wie der Verunglückte vermutlich noch gelebt hätte. Leider ist es meisten Menschen heutzutage noch nicht vergönnt, in die Zukunft zu blicken. Aber wozu gibt es Sachverständige? Die gelehrten Herren stellten denn auch fest, daß ein Arbeiter von der Art des Verunglückten wahrscheinlich 60 Jahre erreicht haben würde. Da jener z. Z. des Unfalls bereits die Fünfzig überschritten hatte, wird seine Witwe sich nicht allzu lange des Genusses der Rente erfreuen können. Sie wird nun — leider viel zu spät — zu der Erkenntnis gekommen sein, daß Bescheidenheit nicht nur eine Zier ist, sondern auch praktischen Nutzen bringen kann.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.